

# Simone Keller glänzt im Kulturprekariat

Wie eine freie Künstlerin durch die Corona-Krise kommt

CORINNE HOLTZ

Sie spielt, wovor sich andere fürchten: Uraufführungen, jüngst von Edu Hauenbäck – wäre das Konzert nicht abgesagt worden. Sie hebt ans Licht, was vergessen ging: Musik von Frauen, etwa von Ruth Crawford Seeger und Julia Amanda Perry, oder Minimal Music des amerikanischen Aussenseiters Julius Eastman. Sie initiiert interdisziplinäre Formate und Vermittlungsprojekte gemeinsam mit dem Regisseur Philip Bartels in der eigenen Produktionsfirma Ox & Öl. Sie gewinnt Preise und steht mit ihrem Klavierquartett Kukuruz im Jahr 2018 auf Bestenlisten in den USA – neben Klassik-Stars wie Hilary Hahn und Igor Levit. Und unlängst, am 4. Februar, hat Simone Keller ohne Publikum einen der angesehensten Kulturpreise der Schweiz entgegennehmen können: den Conrad-Ferdinand-Meyer-Preis 2021.

Wie kommt es, dass diese herausragende Pianistin auf dem freien Markt kaum das Existenzminimum erwirtschaften kann? «Freischaffende, insbesondere im experimentellen Bereich, haben keine grosse Lobby. Auch im reichsten Land der Welt kann ich mit einem überdurchschnittlichen Arbeitsinsatz nur knapp von meinem Einkommen und den verschiedenen Fördermöglichkeiten leben», sagt Simone Keller. Sie behauptet sich trotzdem seit 15 Jahren als freischaffende Musikerin und tut dies aus Überzeugung.

## Kunst mit Risiko

«Unabhängigkeit ist ein hohes Gut. Gleichzeitig möchte ich einen gesellschaftlichen Beitrag leisten: In meiner Arbeit stehen Diversität und Inklusion im Zentrum und nicht die narzisstische Selbstverwirklichung.» Künstler mit Anstellungen geben ihr in der gegenwärtigen Krise zu verstehen, sie habe für die selbstgewählte Freiheit einen Preis zu bezahlen. «Dahinter steckt oft Unkenntnis meiner Arbeitsrealität oder schlicht Neid», sagt Simone Keller. Viele abgesicherte Kulturschaffende mit einer gut bezahlten Stelle an einer Hochschule hadern. Sie übernehmen nebst der Lehre Managementfunktionen und entfremden sich dem Wunsch, künstlerisch tätig zu sein. Freischaffende hingegen sind intrinsisch motiviert und oft bereit, für



Kunst mit allen Mitteln: die Schweizer Pianistin Simone Keller.

DORIS KESSLER

ihre Auftrittsmöglichkeiten das Risiko allein zu tragen.

Von dieser Haltung profitieren Veranstalter, die nicht selten Verträge zu ihren Gunsten aufsetzen. Muss das Konzert unverschuldet, etwa wegen der Corona-Massnahmen, abgesagt werden, unterschreibt der Musiker, keinen Anspruch auf eine Ausfallentschädigung zu haben. Das Festival Wien modern liess sich 2020 auf zähe Verhandlungen ein und modifizierte schliesslich die unfaire Klausel. Anders verfuhr das Festival Musikdorf Ernen. Es erhielt das Engagement mündlich, ohne Vertrag, aufrecht. Wer dann als Folge der Programmanpassungen nicht auftreten konnte, ging leer aus. «In der Krise leiden beide Seiten», sagt Simone Keller, die im Vorstand des Berufsverbandes Sonart mitarbeitet und Einblick in unterschiedlichste Arbeits-

verhältnisse hat. «Die meisten Veranstalter haben kein Interesse daran, uns Künstler ausbluten zu lassen. Ich konnte oft im Gespräch eine Einigung finden, das Risiko hälftig zu teilen.»

Simone Keller arbeitet 3000 Stunden pro Jahr und wendet für ein Konzert durchschnittlich 40 Stunden auf. «Eingerechnet sind Üben, Proben, Verhandeln, Konzipieren und Kommunizieren. Das ergibt bei der Durchschnittsgage von 545 Franken einen Stundenlohn von 16 Franken. Hinzu kommen bei mir monatlich rund 70 Stunden unbezahlte Freiwilligenarbeit in sozialen Institutionen wie Gefängnissen, Schulhäusern und Asylzentren.»

Die Tarife des Schweizerischen Musikverbands sind Empfehlungen und für Veranstalter nicht bindend. Grosse Institutionen bieten durchaus Verhand-

lungsspielraum, so er denn genutzt wird. «Viele haben Angst, mehr zu verlangen, als angeboten wird. Ich habe lernen müssen, für mich einzustehen. Wer unter dem Minimaltarif spielt, schadet nicht nur sich selbst, sondern zerstört den Markt.»

Der hierarchische Mechanismus wurzelt oft schon im Musikstudium. Die Schattenseiten sind inzwischen ans Licht gekommen: Jede fünfte Frau und jeder dreissigste Mann wurden in der Ausbildung sexuell belästigt, dies ergab die 2004 erhobene Studie des Frauen Musik Forum Schweiz. Vier von fünf Bühnenkünstlern erleben im Alltag an Theatern und Filmsets sexuelle Übergriffe. 69 Prozent davon sind Frauen, die Akteure sind zu 71 Prozent einzelne Männer. Das ergab die Umfrage des Schweizerischen Bühnenkünstlerverbandes im Jahr 2020. «Das Theater ist noch anfälliger für

Machogehabe. Es hält sich im hierarchischen Gefüge mit vielen Menschen hartnäckiger als im Konzertbetrieb», sagt Simone Keller.

Keller selbst hat Formen von verbaler Gewalt miterlebt, und zwar als Zuzügerin im Orchester. «Hundert Leute sitzen da und schauen zu, wie ein Dirigent eine einzelne Person fertigmacht.» Die Erfahrungen wirkten toxisch: «Mir hat das psychisch zu schaffen gemacht, und ich habe mich aus solchen Strukturen bewusst wegbewegt.»

Woher bezieht Simone Keller die Kraft? Sie ist in einer Bauernfamilie aufgewachsen und hat eine exemplarische Emanzipationsgeschichte durchgestanden. Zuerst ein schüchternes Kind, das kaum spricht; später eine Schülerin, die in den Redestreich tritt; dann eine junge Frau, die sich in die Musik zurückzieht und sagt: Das ist meine Sprache. Mit dem Generalabonnement fährt sie nicht nur ins Gymnasium, sondern so oft wie möglich nach Zürich ins Schauspielhaus. «Es war wie eine Sucht», sagt Keller. Sie lebte über Jahre in einer Parallelwelt. «Viele Stücke habe ich sieben, acht, neun Mal gesehen. Zuerst Konservatives in der Ära Gerd Leo Kuck. Dann kam Christoph Marthaler, und Welten gingen auf.»

## «Ein produktiver Zustand»

«Ein Live-Stück kann nicht einfach abgefilmt werden», sagt Simone Keller mit Blick auf die Segnungen der Digitalisierung. Film und Video sind für sie andere Kunstformen. Lieber handelt sie eine Verschiebung der Produktion aus, als mit einem misslungenen Live-Stream ein Produkt zu versenken. So hat die Truppe ein Uraufführungsstück zu proben begonnen, obwohl die Aussicht auf eine Aufführung im März gering war. Jessie Marinos «Eight New Songs for a Mad Kingdom» hat das Sogar-Theater vorerst auf nächstes Jahr geschoben.

«Krise ist ein produktiver Zustand. Man muss ihr nur den Beigeschmack der Katastrophe nehmen.» Diesem Satz von Max Frisch können sich derzeit viele Kulturschaffende anschliessen. Frisch hat 1939, als noch unkritischer Zeitgenosse, ebenfalls den Conrad-Ferdinand-Meyer-Preis erhalten: als Deutschland den Zweiten Weltkrieg anging und die Macht der Resilienz noch kaum erforscht war.